

Schweizerhalle 1986 : roter Rhein und grüne Wirtschaft

Autor(en): **Schuler, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): - **(2016)**

Heft 6: **Arbeit und Verdienst : Basel und seine Wirtschaft**

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-843052>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Roter Rhein und grüne Wirtschaft

«Schweizerhalle» – der Begriff hat sich im kollektiven Gedächtnis Basels festgesetzt. Er steht für tote Fische, beissenden Gestank, überforderte Behörden im Beschwichtigungsmodus und eine Öffentlichkeit, deren Angst und Verwirrung in Wut und Protest umschlagen. Er steht für eine Umweltkatastrophe, die nochmals glimpflich ausgegangen ist. Für ein Warnsignal. Eine Mahnung zum Umdenken. Was daraus gelernt wurde? Vielleicht zu wenig.

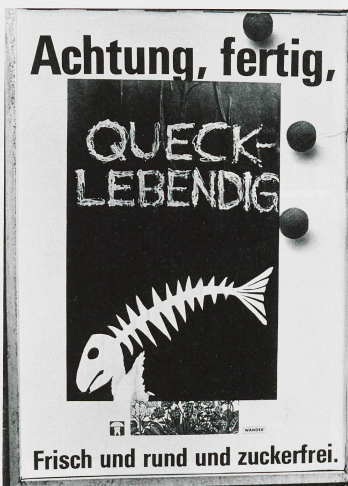
Begonnen hat alles in der Nacht auf den 1. November 1986. Der Ort des Geschehens: Lagerhalle 956 auf dem Industrieareal Schweizerhalle bei Muttenz. In der Halle: rund 1000 Tonnen Chemikalien des Pharmakonzerns Sandoz. In der besagten Nacht fängt sie Feuer. Spätere Untersuchungen schliessen auf menschliches Versagen. Andere sprechen von Brandstiftung. Wie auch immer, eines steht fest: Was in jener Nacht auf Allerheiligen seinen Anfang nahm, entwickelte sich zu einer Katastrophe – ökologisch wie politisch.

Der Beginn ist schnell erzählt: Um 0.19 Uhr wird der Brand entdeckt. Kurz danach beginnen die Löscharbeiten. Ab 4.00 Uhr morgens vernimmt man das Heulen der Sirenen. Aus Lautsprechern auf Polizeifahrzeugen schallt die Aufforderung, zu Hause zu bleiben, die Fenster zu schliessen und das Radio einzuschalten. Um 6.00 Uhr ist der Brand gelöscht. Die Sirenen verstummen. Um 8.30 Uhr folgt die Pressekonferenz mit der Entwarnung: «Alles halb so schlimm, wir haben die Lage im Griff.» Aufatmen. Es schien noch einmal glimpflich ausgegangen zu sein. Allerdings: Der von offizieller Seite zur Schau gestellte Optimismus war übertrieben. In Wirklichkeit begann sich zu diesem Zeitpunkt der Rhein bereits rötlich zu verfärben. Der Grund: 40-50 Tonnen Chemikalien waren zusammen mit dem Löschwasser in den Fluss gelangt. Was dies für Mensch und Umwelt bedeuten würde, wusste niemand.

Die beruhigende Wirkung der ersten Entwarnung hielt denn auch nicht lange an. Kein Wunder. Schliesslich sahen die Basler und Baslerinnen bereits einen Tag nach der Pressekonferenz Tausende von toten Fischen, die den Rhein hinuntertrieben. Ein Bild, das einfach nicht so recht zu den beschwichtigenden Tönen der Behörden passen wollte. Dazu kam der beissende Gestank in der Luft, der Atemwege und Augen reizte. Man tränte und hustete, war verunsichert und ängstlich.

In dieser Lage wünschte sich die Bevölkerung vor allem eines: ehrliche Antworten auf ihre Fragen. Und Fragen gab es genug. «Was genau ist in den Rhein gelangt?», «Wie gefährlich sind die Dämpfe in der Luft?», «Kann man die Kinder wirklich bedenkenlos zur Schule schicken?», «Was ist eigentlich mit dem Trinkwasser?». Die Liste liesse sich fortsetzen. Sie war lang. Darauf eingehen mochte jedoch niemand so richtig. Stattdessen übten sich die Verantwortlichen von Sandoz und die Behörden im Beschwichtigen. Ihre Verlautbarungen und Stellungnahmen waren gespickt mit den immer gleichen Phrasen: «ungiftig», «harmlos», «garantiert unschädlich». Die Botschaft war klar: «Beruhigt euch – wir haben alles im Griff.»

«Aus beklemmender Besorgnis und drückender Angst wurden laute Kritik und offener Protest.»





Doch die Baslerinnen und Basler wollten sich nicht beruhigen. Hartnäckig fragten sie weiter: «Wie gefährlich ist die Situation wirklich?», «Wie soll etwas für den Menschen harmlos sein, das Tausende von Fischen umbringt?», «Hätte der Brand verhindert werden können?», «Wieso wurden nicht bessere Vorkehrungen getroffen?», «Hat Sandoz an der Sicherheit gespart, um den Profit zu maximieren?», «Warum wurde der Zivilschutz auf mögliche Kriege, aber nicht auf Industriekatastrophen vorbereitet?», «Wenn die Dämpfe in der Luft tatsächlich ungefährlich sind, weshalb tragen dann die Zöllner an der Grenze Gasmasken?» ...

Doch egal, wie oft nachgefragt und wie eindringlich nach mehr Information verlangt wurde: Die Behörden blieben ihrer Haltung treu. Es wurde stur weiterbeschwiegt. Echte Informationen und eine fundierte Aufklärung waren von dieser Seite nicht zu erwarten. Ganz im Ungewissen blieb man jedoch trotzdem nicht. Denn einige engagierte Journalisten begannen schon früh damit, das wahre Ausmass der Katastrophe und die gravierende Mangelhaftigkeit der Katastrophenbewältigung Stück für Stück aufzudecken. Dabei entpuppte sich das Vorgehen der Behörden immer deutlicher als ein planloses Umherirren – begleitet von einer Kommunikationsstrategie, die darauf setzte, den ganzen «Vorfall» herunterzuspielen.

Das kam schlecht an. Die Stimmung kippte. Aus beklemmender Besorgnis und drückender Angst wurden laute Kritik und offener Protest. Bald schon kam es zu ersten Demonstrationen. Die Forderungen waren klar: eine ehrliche Informationspolitik, eine rasche Aufklärung der Brandursache und eine Wirtschaft, die für ihr Handeln und die dadurch entstandenen Schäden geradesteht. Wie viel Ärger sich innerhalb kürzester Zeit aufgestaut hatte, zeigte sich jedoch nicht nur auf der Strasse. Auch die von den Behörden und Sandoz angebotenen öffentlichen Informationsveranstaltungen wurden als Plattformen für Protest und Kritik genutzt. Das Ergebnis waren hitzige Wortgefechte und lauthals vorgetragene Anschuldigungen. Manchmal schlugen die verbalen Auseinandersetzungen gar in regelrechte Tumulte und Handgreiflichkeiten um. Kurz: Die Bevölkerung war empört. Und das zeigte sie ihren Politikern und Wirtschaftsoberen in aller Deutlichkeit.

Und auch wenn es die bürgerliche Presse gerne so gesehen hätte, ging die Kritik keinesfalls ausschliesslich von irgendwelchen «linksautonomen Splittergruppen» oder «radikalen Ökoterroristen» aus. Ganz im Gegenteil. Am Protest beteiligte sich eine beachtliche Anzahl von Menschen quer durch die ganze Gesellschaft. So gingen eine Woche nach dem Brand rund zehntausend Bürger und Bürgerinnen auf die Strasse, um die «Chemiemafia» und die «chemiehö-



rige Regierung» anzuprangern. Dies war kein kleiner Aufruhr. Es war die grösste Demonstration seit Jahren. Getragen von Männern, Frauen, Schulkindern, Akademikern und Arbeitern.

Auch die Kunstszene mischte sich in den Protest ein. Und dies – wie nicht anders zu erwarten – auf kreative Art und Weise. Unter anderem fertigten die Basler Künstler und Künstlerinnen zahlreiche Plakate an, auf denen die Ängste, Anliegen und Anschuldigungen der Bevölkerung zum Ausdruck kamen. Die verwendeten Motive waren oft düster: tote Fische, schreiende Menschen, Gasmasken, Skelette. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion wurden die Plakate schliesslich an den verschiedensten Orten der Stadt aufgehängt. Und obwohl sie kurz darauf von der Polizei entfernt wurden, war das Zeichen bereits gesetzt: Die Kunst protestiert mit.

**«Zehntausend Bürger
und Bürgerinnen gingen auf
die Strasse,
um die Chemiemafia und
die chemiehörige Regierung
anzuprangern.»**

Noch vor dem Brand in Schweizerhalle wurde die Bildhauerin Bettina Eichin von Sandoz beauftragt, zum 100-jährigen Firmenjubiläum zwei Skulpturen zu machen. Sie sollten ihren Platz zu beiden Seiten eines neuen Brunnens auf dem Marktplatz erhalten. Ein Geschenk von Sandoz für die Stadt – aus Dankbarkeit. Eichin willigte ein. Man einigte sich auf zwei bronzene Tische; der eine mit Obst und Gemüse, der andere mit Schriftrollen und Schreibzeug bedeckt: Marktgeschächen und Humanismus – passend zum Platz und zur Stadt.

Zunächst lief das Ganze wie abgesprochen. Dann kam es zu der verhängnisvollen Brandkatastrophe. Dies änderte alles. Angesichts der Geschehnisse entschloss sich Eichin nämlich kurzerhand dazu, vom abgesprochenen Entwurf abzuweichen und mit einem der Tische auf das Unglück Bezug zu nehmen. Nicht Schriftrollen und Schreibzeug sollten diesen schmücken, sondern zwei Gravuren: das Datum und die Uhrzeit des Brandes zum einen, das Gedicht «Die Vergänglichkeit» von Johann Peter Hebel zum anderen. Diese Planänderung ging der Auftraggeberin nun jedoch entschieden zu weit. Die Konsequenz: Der Auftrag wurde gekündigt und das Honorar gestrichen. Gegossen wurden die Tische trotzdem. Auf dem Marktplatz standen sie allerdings nie. Stattdessen erhielten sie Asyl im Kreuzgang des Münsters. Da stehen sie noch heute.

Eichins Kritik in Form eines bronzenen Tisches wurde aus dem Stadtzentrum entfernt. Aus den Augen, aus dem Sinn? Mit den anhaltenden Protesten der Bevölkerung war dies nicht möglich. Es half auch nichts, die Katastrophe weiterhin als «Ereignis» oder «Vorfall» zu bezeichnen. Zu gross war der Sturm der Empörung, der den Behörden von der Strasse und auch aus der Presse entgegenschlug. Man musste es einsehen: Die Zeit des «Wir haben alles im Griff» war definitiv vorbei. Wollte man das Vertrauen der Basler und Baslerinnen wenigstens teilweise zurückgewinnen, galt es, Verantwortung zu übernehmen. Man musste etwas tun.

Und letztlich hat man dann auch etwas getan. Den Anfang machten Sandoz und die chemische Industrie. Man beteuerte, von nun an eine Linie der «sanften Chemie» zu verfolgen, die dem Schutz der Umwelt eine hohe Priorität einräumen würde. Behörden und Politik nahmen den Ball auf und zogen mit verschiedenen Vorschriften und Verordnungen nach, die das Versprechen der Chemie untermauern sollten. Neu erfinden musste man die Vorstösse dazu nicht. Schliesslich waren entsprechende Anliegen in den Jahren vor dem Brand immer wieder formuliert worden – meist von linker Seite. Stets ohne Erfolg. Nun wurden sie beinahe widerstandslos durchgewunken. So schnell kann es gehen. Plötzlich herrschte Einigkeit und die Richtung war klar: Verhinderung von Risiken, Stärkung des Naturschutzes, konsequente Kontrolle der Wirtschaft.

«Letztlich hat man etwas getan.»

Konkret führte dies zu einer Institutionalisierung des länderübergreifenden Umweltschutzes, der Schaffung von Instrumenten zur besseren Abschätzung von Risiken, einer Verbesserung der Warnsysteme sowie einer Verschärfung der Vorschriften für die chemische Industrie. Es geriet also einiges in Bewegung. Die Kritik der Bevölkerung zeigte offenbar Wirkung. Und die Folgen des Unglücks? Sie erwiesen sich als weniger gravierend als befürchtet. Die Fische blieben die einzigen Todesopfer. Heute schwimmen wieder welche im Rhein.

War der Brand der Lagerhalle 956 letztlich also ein Glücksfall? Ein Warnschuss, der Wirtschaft und Politik zum Umdenken zwang? Man könnte es meinen. Denn schliesslich erhielt das Thema Umweltschutz



gerade dadurch grosse Aufmerksamkeit. Und zweifellos hat sich in der folgenden Zeit vieles zum Guten verändert. Gerade in der Wirtschaft. Zum Glück. Aber markiert das Jahr 1986 wirklich einen grundlegenden Richtungswechsel? Eine Wende hin zu einer Wirtschaftsweise, in der die Verantwortung der Umwelt gegenüber selbstverständlich ist? Wohl kaum. Für Vorschläge in eben diese Richtung erhält man von wirtschaftsnaher Seite jedenfalls nach wie vor wenig Zuspruch: «Grüne Wirtschaft? Zu kompliziert! Zu teuer! Machen wir nicht!» Eine gesunde Umwelt will man sich offenbar noch immer nicht leisten. Oder höchstens bedingt. Das ist schade.

Andreas Schuler

Literatur:

- Butschin, Sandra: «Schweizerhalle: Wann wird eine Umweltkatastrophe zu einem Umweltskandal?», in: Die Schweiz und ihre Skandale, Zürich 1995, S. 185–196.
- Matter, Martin: «Schweizerhalle: Nur e Bitzli...?», in: Basler Stadtbuch 1987, Basel 1988, S. 9–16.
- Müller, Marlise: «Die Chemiekatastrophe von Schweizerhalle in der Presse: die Krise im (bürgerlichen) Journalismus», in: Rote Revue 66 (1987), S. 4–10.
- Probst, Philipp: «25 years «Schweizerhalle. Glu glu glück», in: Journal de Bâle 1 (2011), S. 7–13.
- Probst, Philipp: «Masters of Disasters. Katastrophenkunst», in: Journal de Bâle 1 (2011), S. 14–15.
- Reinmann, Eduard: «Der Glaube an die Sicherheit erfuhr einen Knick», in: Zivilschutz 43 (1996), S. 18–22.
- Rockenbach, Michael; Rutschmann Martina: «25 Jahre Brandkatastrophe Schweizerhalle. «Herr Vasella, beseitigen Sie die Deponie definitiv», in: TagesWoche vom 27.10.2011.
- Sennhauser, Peter; Stöcklin Jürg: «25 Jahre Schweizerhalle. Mahnmale der Basler Kunstszene», in: TagesWoche vom 6.11.2011.